



Müller und die Maler

Fotos
NILS VOM LANDE

Zeichnung & Lettering
STEFAN MARX

Text
SEBASTIAN SPÄTH

LINE
FORMS

**Früher Sprüher,
jetzt Galerist der
Stars: Nils Müller
verkauft Kunst.
Zu seinen Freun-
den zählen RIN,
Dendemann und
Maxim von K.I.Z.
Seine Feinde
sind nicht ganz
so prominent,
neiden ihm aber
den berühmten
Vater. Dabei will
Müller den doch
einfach nur ver-
gessen machen**

U

Unten, im Keller der Galerie in Köln, liegt die Vergangenheit. Sprühdosen, etliche. Die erste Kunst im Leben von Nils Müller waren Graffiti. Er taggte Mauern und Züge, erst in Bochum, dann in ganz Europa. Als vor sechs Jahren seine Tochter geboren wurde, hörte Müller damit auf. Er wollte ihr ein guter Vater sein. Ganz trennen konnte sich Müller von seinen Dosen aber nicht, also lagerte er sie ein. Einmal Bomber, immer Bomber.

Oben, in den beiden Etagen der Galerie, hängt Müllers Gegenwart. Als wir den 36-Jährigen begleiten, besteht sie aus Werken von Philip Emde, abstrakten Zeichnungen, mit Halterungen an den Bilderrahmen, auf denen Plüschtiere sitzen. Affen, Bären, Papageien. Die Ausstellung sieht aus wie eine große Kinderspielecke. Auf der Art Co-

logne, der wichtigsten deutschen Kunstmesse, hat Müller so ein Kunstwerk von Emde für 18 000 Euro verkauft. Er zeigt auf einen Plüschpapageien und sagt: »Meine Assistentin heißt Katie Gaj, das ist ihr Vater, Papa-Gaj.« Ein komischer Satz? Nein, ein Nils-Müller-Satz. Er liebt Wortspiele, aber selbst wenn dem nicht so wäre, dürfte man sich gar nicht wundern. Müller war immer anders, man lässt es ihm durchgehen. Denn für viele ist dieser Nils Müller einer der spannendsten, wildesten, mutigsten Galeristen der Szene, einer, der den elitären Markt aufbricht, einer von ihnen, von unten, schillernder König der Nacht, Freund und Bewunderter.

Für die Hater ist Müller oft »der Sohn von« – von Helge Schneider nämlich, König der Komik, begnadeter Jazzmusiker, Springteufel des deutschen Humors. Weil Müller sehr schnell erfolgreich war, gibt es viele Neider. Sie schmähen ihn als Promisöhnchen, streuen Gerüchte, er lebe von Papas Kohle. Müller ist das Thema leid, über den Vater redet er ungern. Er betont nur, dass er alles allein geschafft habe. Ohne jede Unterstützung von Schneider.

Ein Dilemma: Nimmt Müller zum Geräusch keine Stellung, bleibt es unumstritten in der Welt. Korrigiert er die Vorwürfe, wird der Vater erst recht zum Thema, weil er über ihn reden muss. Er will raus aus diesem Schatten. Ins Licht. Und er ist, allen Widrigkeiten zum Trotz, schon weit gekommen.

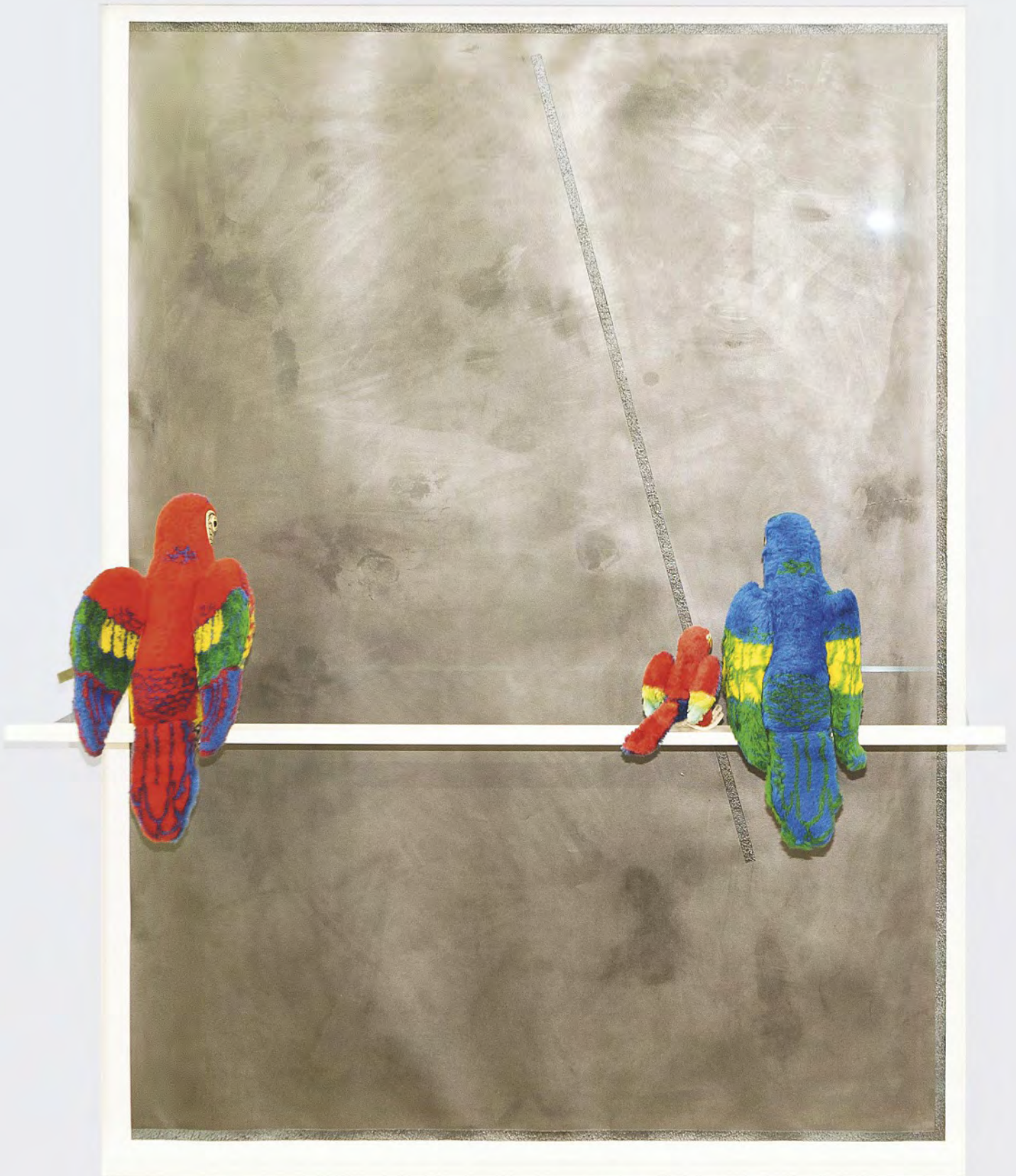
Der Kunstmarkt ist verrückt. Die Preise, die für Gemälde gezahlt werden, übersteigen manchmal sogar Fußballtransfersummen. 222 Millionen Euro für Neymar sind heftig, aber auch nur knapp mehr als die Hälfte der 400 Millionen, die ein saudischer Prinz vor zwei Jahren für ein Gemälde von

ICH WAR
EIN KOMPLIZIERTER
JUNGE

Leonardo da Vinci hinblättert – dessen Echtheit nicht mal geklärt war. Superreichen, Oligarchen und Sammlern stehen Leute gegenüber, die kein dickes Konto haben, aber Visionen. Leute wie Müller.

Früher hat Müller als Fotograf gearbeitet. War das Geld mal knapp, knipste er Hochzeiten. Dann kamen die Jobs für Marken wie Mercedes-Benz und Universal Music. Bekannt machten ihn aber seine Bilder aus der Graffiti-Szene. Er wurde ausgestellt, der Sender Arte brachte eine Dokumentation. Galerist wurde er durch den Tod eines Freundes: DJ Sven Ruttkowski, von allen nur Rutte gerufen, kollabierte während eines Livesets, 41 Jahre, Herzversagen. Müller hatte Rutte in Köln kennengelernt, wo der untergetaucht war, vor dem Finanzamt abgehauen. Eine Zeit lang ging das gut, also das heißt: drunter und drüber. Rutte meldete sich nicht bei Behörden, Polizei, Krankenkasse, legte nachts aber in Underground-Clubs auf. Und Müller feierte mit, saugte alles auf, kam in Ruttes Wohnung unter. Dann starb Rutte, und nicht mal für einen Grabstein war Kohle da. »Viele, die mit Rutte Party gemacht hatten, waren auf einmal verschwunden«, sagt Müller, bis heute Enttäuschung in der Stimme. Er wollte Rutte ein Denkmal setzen.

Er blieb in der Wohnung, und weil die zu groß war und zu teuer, fing er an, befreundete Künstler auszustellen, auf Vernissagen, die wie Studentenpartys anmuteten. Mit Freibier, guter Musik. »Ich wollte den Leuten etwas bieten«, erinnert sich Müller. Nur verkaufte er kein einziges Bild. Erst 2012 der Durchbruch, mit der ersten Einzelausstellung des Amerikaners Mark Jenkins. Der fertigt Figuren aus Paketband, die wie echte ►



Menschen aussehen, streift ihnen Schlaberkleider über. Endlich kamen Leute, die nicht nur feiern, sondern auch kaufen wollten. Darunter Demna Gvasalia, der Chef-designer von Balenciaga. Jenkins' Arbeiten inspirierten ihn zu Entwürfen. Heute schmücken Jenkins' Skulpturen Balenciagas Showrooms. Jenkins' Marktwert hat sich seither vervielfacht. Und Müllers Marktwert mit ihm, auch wenn man Galeristen nicht in Marktwerten misst. Sondern an der Qualität ihrer Ware, an Verkäufen, an Kunden.

Vor acht Jahren stieg Müller ins Kunstbusiness ein, heute hat er drei Galerien. Die erste »Ruttkowski;68«, nach dem verstorbenen Freund benannt, im Belgischen Viertel in Köln, eine weitere in Köln-Ehrenfeld, einen Ableger in Paris. Und Müller hat einen speziellen Kundenkreis: Leute, die sich hochgearbeitet haben. So wie er selbst. Solchen, die so einen Aufstieg eigentlich mit teuren Uhren, fetten Karren und Designerklamotten zur Schau stellen, will er Kunst verkaufen. Er sagt, das sei die bessere Geldanlage. Als Galerist legt Müller die Preise für Kunstwerke fest. Bei einem Deal darf er, so

die übliche Abmachung, die Hälfte des Erlöses als Provision behalten, die andere Hälfte kriegt der Künstler. Müller ist aber auch speziell, weil er Typen ausstellt, die gar keine Künstler sind – und es bei ihm werden, durch das Ausgestelltsein. Wenn der Schauspieler Lars Eidinger Kunst macht, zeigt er sie bei Ruttkowski. Einige von Müllers Künstlern kooperieren mit großen Modehäusern. Den Kommerz scheut der Galerist nicht, im Gegenteil, er macht ihn zum Teil der Show. Viele seiner Künstler haben nicht Kunst studiert, sondern als Werber, Grafiker oder Designer gearbeitet. Als Künstler arbeiten sie weiter mit Firmen zusammen, veredeln die Produkte und bekommen im Gegenzug etwas vom Ruhm der Marke ab. In der Graffiti-Szene wäre das verpönt. In der Kunstwelt nicht, seit sogar ein Jeff Koons mit H&M kooperiert. Müller sagt: »Wir sind keine intellektuelle Galerie. Wir haben keine Scheu vor den Grenzen, die in der alten Welt existieren. Der Künstler darf nichts Kommerzielles machen? Darf nicht mit Marken kooperieren? Wieso denn eigentlich nicht, wenn es absolut authentisch ist?«

Der größte Hype unter Müllers Künstlern ist Stefan Marx. Ein Comiczeichner, der Leinwände mit Slogans und Songtexten vollpinselt. Die Arbeiten sind simpel, kosten aber 8000 Euro. Marx' Bilder zieren Kleider der Luxusmarke Comme des Garçons, er arbeitet für den Brillenhersteller Ace & Tate und die Skatermarke Cleptomanicx. Wenn Müller einen wie Marx vertritt, vermittelt er damit auch, was er unter Kunst versteht – und was ihn von anderen Kunsthändlern unterscheidet: Kunst dürfe die Leute nicht überfordern, sie sollen sich mit ihr identifizieren können, findet Müller. »Ich habe viele Kunden, die zum ersten Mal Kunst kaufen. Die kommen wie meine Künstler und ich aus einer Subkultur. Also verkaufe ich ihnen einfach ein Stück ihres eigenen Backgrounds.« Seinen eigenen Background, jedenfalls den familiären, verschweigt Müller bei alledem. Nutzt ihn nicht, niemals.

Dabei sind gute Familienbande in dieser Welt aus Geld, Kunst und Schein vorteilhaft. Johann König und David Zwirner, zurzeit die erfolgreichsten deutschen Galeristen, haben beide berühmte Väter. ►



Kunst ist Kommerz, wusste doch Warhol schon: Deshalb verkauft Müller (links) auch Merchandise seiner Galerie – und DJ Wolfram (rechts) staunt nicht schlecht

WARE KUNST

HYPE

HYPE

Der Illustrator Stefan Marx hat diese Story mit seinen Zeichnungen verschönert. Marx, 40, stammt aus der hessischen Provinz, war Teil der Skaterszene in Kassel und wurde mit Graffiti-Kunst berühmt. Manche vergleichen ihn schon mit der Street-Art-Legende Keith Haring. Marx wird heute in aller Welt ausgestellt, auch in den Galerien von Nils Müller.



HYPE



Aus dem Schneider: Schon vor der Vernissage in Paris hat Nils Müller viele der Werke verkauft – die ausgestellte Malerin Conny Maier ist bekannt für ihre groben, großäugigen Figuren



KasperKönig war Direktor der Kunsthochschule Frankfurt, ist heute der beste Ausstellungsmacher des Landes. Rudolf Zwirner war auch Galerist, er hat die Art Cologne erfunden. Auch Anton Kern, Sohn von Georg Baselitz, dem deutschen Malergiganten, betreibt eine eigene Galerie in New York. Sie alle hatten einen Startvorteil. Müller wollte keinen. Wollte sich abkoppeln.

Seine Eltern trennten sich, da war er ein Kind. Die Mutter zog ihn groß. »Ich war ein komplizierter Junge«, sagt Müller. Ein Problemkind, das klaute, sich herumtrieb, log. Vom Vater fühlte er sich im Stich gelassen. Auch das ein Grund für die Distanz, dafür, auf den Startvorteil zu verzichten. Mittlerweile braucht Müller den Schneider nicht mehr als Prominenzvorschuss, große Namen umgeben ihn sowieso. Modedesigner, Schauspieler, Musiker. Für die neue Platte von Dendemann machte Müller die Fotos. RIN, Hip-Hop-Stilikone der Generation Z, drehte das Video zu seiner Single »Bass« in Müllers Galerie. Müller spielt darin mit. Sich selbst. Er ist mit RINs Manager gut befreundet. Wer Müller auf ein paar Termine

begleitet, merkt schnell, wie hektisch so ein Galeristenleben aber auch abläuft, wie er seine Aufmerksamkeit immer wieder neu verteilen muss. Er ruft seine Assistentin an, weil er die Promofotos für den Instagram-Account der Galerie nicht ideal findet. Er verhandelt Kaufangebote im Messenger. Er whatsapp einen Katalog mit Ausstellungsstücken an Leute, die regelmäßig bei ihm kaufen. Permanent klebt Müller am Handy. Virtuelle Präsenz ist wichtig. Er hat das absolut verinnerlicht.

Aber virtuelle Präsenz ist eben nicht alles, und deshalb flogen wir mit Müller nach Paris, zur Galerie im Stadtteil Marais. Lange gibt es die noch nicht. Paris war ein Risiko, auch finanziell. Müller musste ein Darlehen aufnehmen. »Von jemandem, der an mich glaubt«, sagt er. Mehr nicht. Nur, dass es nicht Helge Schneider war. In Paris stellt Müller Conny Maier aus, eine junge Künstlerin, deren Bilder alle das Messerattentat auf die Tennisspielerin Monica Seles 1993 zeigen. Die Vernissage ist schlecht besucht. Könnte am Regen liegen oder an den Gelbwesten, die wieder mal die Stadt mit ihren

Protesten lahmlegen. Müller wirkt nicht unglücklich. Er hat, noch bevor die Ausstellung eröffnet, die Hälfte der Arbeiten verkauft.

Auch Oda Jaune ist gekommen. Längst selbst renommierte Künstlerin, aber auch die Witwe der Malerlegende Jörg Immendorff, der 2007 an der Nervenkrankheit ALS starb. Jaune flüchtete damals nach Paris, in Deutschland wurde sie den Stempel »Immendorff-Witwe« nicht mehr los. Das verbindet sie mit Müller, dieses Definiertwerden über andere. Seit einigen Monaten sind die beiden ein Paar. In der Kunstwelt eine kleine Sensation: Das erste Mal, dass sich Jaune, 39, mit einem neuen Mann zeigt. Ihr Atelier liegt in der Nähe. Geht das, fragt man sich und ihn, als Galerist mit einer Künstlerin liiert, noch dazu mit einer, die er gern vertreten würde? Ja, findet Müller. Zwar will Jaune erstmal bei ihrer Pariser Galerie bleiben. Aber in Deutschland könnte er sie handeln. Sie wäre seine prominenteste Künstlerin, die Erste, die schon in großen Museen hängt. Müller wäre einen Schritt weiter. Raus aus dem Schatten des Vaters. Falls daran überhaupt noch irgendjemand denkt. ●



Vorsicht, zerbrechlich! Müller mit einer bemalten Vase von Stefan Marx (links).
Kunst sehen und gesehen werden bei der Vernissage in Paris (oben)